

John Lewis Gaddis

DER KALTE KRIEG

EINE NEUE GESCHICHTE

Aus dem Amerikanischen von
Klaus-Dieter Schmidt

Pantheon

Die Originalausgabe erschien 2007 unter dem Titel
»The Cold War. A New History« bei Allen Lane, New York.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte
Papier *Munken Premium* liefert
Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

Der Pantheon Verlag ist ein Unternehmen
der Verlagsgruppe Random House GmbH.

Erste Auflage
Juli 2008

Copyright © 2007 by John Lewis Gaddis
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2007
by Siedler Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: Jorge Schmidt, München
Lektorat: Jörg Später, Freiburg
Satz: Ditta Ahmadi, Berlin
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany 2008
ISBN: 978-3-570-55057-1

www.pantheon-verlag.de

In memoriam George F. Kennan
1904–2005

Inhalt

Vorwort	9
PROLOG	
Ein Blick voraus	13
KAPITEL 1	
Wiederkehr der Angst	
Die Wurzeln des Kalten Krieges (1917–1950)	17
KAPITEL 2	
Schiffbruch mit Tiger	
Der Koreakrieg, die thermonukleare Revolution und die Kubakrise (1950–1961)	67
KAPITEL 3	
Kommando kontra Spontaneität	
Die Konkurrenz zwischen Kapitalismus und Kommunismus bis zum Bau der Mauer	109
KAPITEL 4	
Entstehung der Autonomie	
Blockfreie, Satelliten, Verbündete und die Frage der Macht bis zur Jugendrevolte 1968	153
KAPITEL 5	
Wiederentdeckung der Gerechtigkeit	
Macht und Moral nach Watergate und Vietnam, Prag und Helsinki	197

KAPITEL 6

Schauspieler

Das Ende der Entspannung und das Ende des Kalten Krieges in den achtziger Jahren	243
--	-----

KAPITEL 7

Triumph der Hoffnung

Die Revolution von 1989 und die Auflösung der Sowjetunion	295
---	-----

EPILOG

Ein Blick zurück	323
------------------	-----

ANHANG

Danksagung	334
Abkürzungen	337
Anmerkungen	339
Bibliographie	361
Register	375
Kartenübersicht	383
Bildnachweis	384

Vorwort

DEUTSCHLAND STAND IM ZENTRUM des Kalten Krieges, und zwar stärker, als man auf den ersten Blick denken mag. In diesem Land wurde in der Mitte des 19. Jahrhunderts der Marxismus geboren, die massivste und nachhaltigste Herausforderung, der sich der Kapitalismus im 20. Jahrhundert gegenübersehen sollte. Deutschlands politische Führer taumelten in zwei Weltkriege, die der europäischen Vorherrschaft in der Weltpolitik ein Ende bereiteten und dadurch die Stellung der Vereinigten Staaten und der Sowjetunion stärkten. Nach 1945 rangen und stritten sich die beiden Supermächte um dieses Land in der Mitte Europas. Aus diesem Grund blieb es geteilt, mit einer geteilten Hauptstadt auf einem geteilten Kontinent. Viereinhalb Jahrzehnte lang nahmen die Deutschen diese Situation hin, obwohl sie historisch, wirtschaftlich und kulturell so wenig Sinn hatte, dass zur Zeit ihres Entstehens kaum jemand an ihre Dauerhaftigkeit glaubte. Dann, im Jahr 1989, hoben die Deutschen plötzlich diese Teilungen auf, obwohl sie mittlerweile für die Verhinderung eines dritten Weltkrieges derart unerlässlich zu sein schienen, dass in der mittleren und späten Phase des Kalten Kriegs kaum jemand glaubte, sie könnten jemals überwunden werden. Und doch verschwanden sie fast ohne jede Gewaltanwendung.

Gewiss war der Kalte Krieg ein globales Phänomen. Viele Geschehnisse, insbesondere in Asien, im Nahen Osten, in Afrika und Lateinamerika, hatten wenig mit Deutschland zu tun. Aber hätte sich der Kalte Krieg in einer dieser Regionen – oder im näher gelegenen West- oder Osteuropa – entwickelt, wenn sich die USA und die Sowjetunion über die Zukunft Deutschlands einig geworden

wären? Ich bezweifle es. Am Ende des Zweiten Weltkriegs bestand die größte Angst der beiden Supermächte darin, dass sich ein wiedererstarktes vereinigtes Deutschland der anderen Seite »zuneigen« könnte. Deshalb blieb Deutschland so lange geteilt, wie der Konflikt andauerte. Und deshalb war der Kalte Krieg, als sich Deutschland schließlich vereinigte, zu Ende.

In ihrer Einstellung sympathisierten die Deutschen allerdings lange, bevor es ihnen politisch erlaubt war, mit einer Partei. Es kann kaum ein Zweifel daran bestehen, dass sie sich, wenn 1949, im Jahr der Gründung der beiden deutschen Staaten, in ganz Deutschland freie Wahlen hätten stattfinden können, mit überwältigender Mehrheit gegen die Sowjetunion und für ein Zusammengehen mit den Vereinigten Staaten und ihren NATO-Partnern entschieden hätten. Schuld daran war Stalins Politik: die Vertreibung von Millionen Deutschen, die in Gebieten gelebt hatten, die er Polen übergab; die Forderung nach Reparationen und Enteignungen in den Deutschland verbliebenen Gebieten; die Tolerierung von Massenvergewaltigungen in von der Roten Armee kontrollierten Gebieten und der ungeschickte Versuch von 1948, die Bürger von Westberlin durch eine Blockade vom Westen abzuschneiden. Das alles waren kurz-sichtige politische Schritte, die dafür sorgten, dass der Wettstreit um Deutschland und um die Zuneigung der Deutschen nie auf gleicher Grundlage stattfand. Was die Deutschen tun konnten, stand indes auf einem anderen Blatt.

Denn heute weiß man, dass die Führungen von West- und Ostdeutschland – ebenso wie diejenigen der Vereinigten Staaten, der Sowjetunion und ihrer jeweiligen Verbündeten – die deutsche Wiedervereinigung für viel zu gefährlich hielten, wie groß der Wunsch danach in der deutschen Bevölkerung auch gewesen sein mochte. Es drohte nicht einfach nur ein neuer Krieg, sondern einer, in dem Waffen zum Einsatz kommen würden, die sowohl die Krieg führenden Staaten als auch die geteilte Nation, auf deren Territorium die Kämpfe wahrscheinlich stattfinden würden, auslöschen konnten. Insofern war das nukleare Patt unauflöslich mit dem deutschen Patt verknüpft, wie 1961 deutlich wurde, als die DDR Westberlin mit

Moskaus Segen einmauerte und Washington, London, Paris und Bonn es stillschweigend guthieß.

Die Berliner Mauer, die Teilung Deutschlands und der atomare Rüstungswettlauf hatten ein und denselben Zweck: Sie sollten verhindern, dass der kalte zum heißen Krieg wurde. Trotz der gravierenden Ungerechtigkeiten und der großen Gefahren, die diese Maßnahmen mit sich brachten, waren sie letztlich erfolgreich. Wären die Supermächte des Kalten Krieges gegeneinander in den Krieg gezogen, wie es die Europäer 1914 und 1939 getan hatten, hätte es nirgendwo und für niemanden Gerechtigkeit oder Sicherheit gegeben. Im Vergleich dazu waren diese »Sicherheitsventile« das geringere Übel, wenngleich sie Übel blieben, was sie am Ende unerträglich machte. Als Jahr um Jahr ohne Krieg verging, fiel es den Älteren immer schwerer, den Jungen zu erklären, was an der Einmauerung einer Stadt, der Teilung eines Landes und der Behauptung, die Welt könne nur durch die Aussicht auf die »gegenseitige sichere Vernichtung« geschützt werden, gut sein sollte.

Das ist die Geschichte, die ich in diesem Buch zu erzählen versuche. Es ist nicht für meine Historikerkollegen geschrieben; indes habe ich mich bei der Vorbereitung stark auf ihre Arbeiten gestützt. Vielmehr richtet es sich an das wesentlich größere Publikum von Nichthistorikern, die den Kalten Krieg erlebt haben, aber nie Gelegenheit hatten, sich näher mit ihm zu beschäftigen. Darüber hinaus wendet es sich an die erste Nachkriegsgeneration des Kalten Krieges. Die Studenten, die ich in diesem Jahr in Yale unterrichtete, waren erst drei oder vier Jahre alt, als die Berliner Mauer fiel. Und doch waren sie alle in mancher Weise vom Kalten Krieg betroffen, sie alle wollten mehr über ihn erfahren, und viele von ihnen haben mir zu verstehen gegeben, dass meine früheren Bücher über den Kalten Krieg keinen umfassenden (und zugleich knappen!), vom Anfang bis zum Ende reichenden Überblick über diesen Konflikt boten.

Die Deutschen waren vom Kalten Krieg nicht nur betroffen: Fast ein halbes Jahrhundert lang *war* ihre Geschichte die des Kalten Krieges. Daher freut es mich, dass diese kurze Geschichte jenes langen Kampfes jetzt auch jungen und älteren deutschen Lesern zugäng-

lich ist. Ich hoffe, dass es die eine oder andere neue Einsicht über die jüngste deutsche Geschichte wie über die jüngste Weltgeschichte vermittelt. Eine Erkenntnis, die mich beim Schreiben des Buchs besonders überrascht hat, ist der Optimismus, den diese Geschichte erweckt – eine Haltung, die man für gewöhnlich nicht mit dem Kalten Krieg in Verbindung bringt. Doch ich bin davon überzeugt, dass die Welt heute ein besserer Ort ist, weil dieser Konflikt auf die Art und Weise ausgetragen wurde, wie es der Fall war, und weil er von der richtigen Seite gewonnen wurde. Heute macht sich niemand mehr Sorgen über einen neuen weltweiten Krieg, über einen totalen Triumph von Diktatoren oder über ein mögliches Ende der Zivilisation selbst. Am Anfang des Kalten Krieges war dies anders. Trotz aller Gefahren, Grausamkeiten, Kosten, Verirrungen und moralischen Kompromisse war der Kalte Krieg – wie der Zweite Weltkrieg – ein notwendiger Konflikt, in dem grundlegende Fragen ein für alle Mal beantwortet wurden. Es gibt keinen Grund, ihn zu vermissen. Aber angesichts der Alternativen gibt es auch kaum einen Grund, zu bedauern, dass er stattgefunden hat.

John Lewis Gaddis

New Haven, Oktober 2006

PROLOG
Ein Blick voraus

IM JAHR 1946 MIETETE ein 43-jähriger Engländer namens Eric Blair ein Haus am Rand der Welt. Er erwartete, darin zu sterben. Das Haus stand an der Nordspitze der schottischen Insel Jura, am Ende eines unbefahrbaren Trampelpfads, und verfügte weder über Strom noch über einen Telefonanschluss. Das nächste Geschäft, das einzige auf der Insel, befand sich vierzig Kilometer entfernt im Süden. Blair hatte Grund, die Abgeschlossenheit zu suchen. Er trauerte, weil vor kurzem seine Frau gestorben war. Er selbst war an Tuberkulose erkrankt und würde bald Blut spucken. Derweil ächzte sein Land unter den Kosten eines militärischen Sieges, der weder Sicherheit noch Prosperität und noch nicht einmal die Gewissheit gebracht hatte, dass die Freiheit überleben würde. Europa war dabei, sich in zwei feindliche Lager zu spalten – so wie wahrscheinlich die ganze Welt. Wegen des möglichen Einsatzes von Atombomben würde jeder neue Krieg apokalyptische Ausmaße annehmen. Und Blair musste einen Roman vollenden.

Der Titel des Romans lautete in Umkehr des Jahres, in dem er ihn fertigstellte, 1984, und er erschien 1949 in Großbritannien und den USA unter Blairs Schriftstellernamen – George Orwell. Dem Roman sei in den Rezensionen, wie die *New York Times* feststellte, »überwältigendes Lob« gespendet worden, »auch wenn der Applaus von Schreckensrufen übertönt« werde.¹ Das war kaum überraschend, denn 1984 beschwor ein nur dreieinhalb Jahrzehnte entferntes Zeitalter herauf, in dem der Totalitarismus überall gesiegt hatte: Die Individualität war ausgelöscht, ebenso wie Recht, Ethik, Kreativität, sprachliche Klarheit, historische Redlichkeit und sogar die Liebe – abgesehen, versteht sich, von der Liebe, die jedermann zu dem stalinähn-

lichen Diktator, dem »Großen Bruder«, und seinen Pendants zu empfinden hatte, die eine Welt regierten, die sich ständig im Krieg befand. »Wenn Sie sich ein Bild von der Zukunft ausmalen wollen«, wird Orwells Helden Winston Smith, während er gefoltert wird, gesagt, »dann stellen Sie sich einen Stiefel vor, der in ein Menschenantlitz tritt – immer und immer wieder.«²

Bevor Orwell Anfang 1950 verstarb – in einem Londoner Krankenhaus, nicht auf seiner Insel –, wusste er nur, dass sein Roman die ersten Leser beeindruckt und erschreckt hatte. Das sollte sich in der Nachkriegszeit kaum ändern. Als das wirkliche Jahr 1984 dann näher rückte, waren Vergleiche mit dem imaginären Jahr des Romans unvermeidlich. Die Welt war zwar nicht totalitär, aber zu einem großen Teil von Diktatoren beherrscht. Die Gefahr eines Krieges zwischen den Vereinigten Staaten und der Sowjetunion – es gab nur zwei Supermächte, nicht drei, wie bei Orwell – schien größer zu sein als seit Jahren. Und nichts deutete darauf hin, dass sich der »Kalte Krieg«, wie der scheinbar endlose Konflikt genannt wurde, der schon zu Orwells Lebzeiten begonnen hatte, dem Ende zuneigte.

Doch dann, am 16. Januar 1984, erschien ein Schauspieler, den Orwell aus seiner Zeit als Filmkritiker möglicherweise noch kannte, in seiner jüngsten Rolle als Präsident der Vereinigten Staaten im Fernsehen. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte Ronald Reagan in dem Ruf gestanden, ein eherner kalter Krieger zu sein. Jetzt jedoch entwarf er eine andere Zukunft:

»Nehmen wir einmal für einen Moment an, Iwan und Anja träfen in einem Wartesaal auf Jim und Sally oder suchten zusammen mit ihnen vor dem Regen Schutz. Wenn es keine Sprachbarrieren gäbe, die eine Bekanntschaft erschweren würden: Würden sie dann die Unterschiede zwischen ihren jeweiligen Regierungen besprechen? Oder würden sie lieber über ihre Kinder reden und darüber, was sie tun, um ihren Lebensunterhalt zu verdienen? [...] Womöglich würden sie sogar beschließen, bald einmal zu einem Abendessen zusammenzukommen.«³

Es war eine unerwartet freundlich gehaltene Aufforderung, dafür zu sorgen, dass das Menschliche über Stiefel, Diktatoren und Kriegsmaschinen obsiege. Sie setzte im Orwellschen Jahr 1984 jene Kette von Ereignissen in Gang, die zu eben diesem Ergebnis führen sollte. Etwas mehr als ein Jahr nach der Rede gelangte in der Sowjetunion ein leidenschaftlicher Gegner des Totalitarismus an die Macht. Sechs Jahre danach war die Herrschaft, die dieses Land über halb Europa ausgeübt hatte, zusammengebrochen. Acht Jahre später existierte die Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken – das Land, das zuallererst Orwells düstere Prophezeiung ausgelöst hatte – nicht mehr.

Das alles geschah nicht einfach, weil Reagan eine Rede gehalten oder weil Orwell einen Roman geschrieben hatte. Die komplizierten Ursachen sind Gegenstand der nachfolgenden Kapitel. Doch es lohnt sich, mit Visionen zu beginnen, denn sie wecken Hoffnungen und Ängste. Die Geschichte entscheidet dann, welche der Visionen die Oberhand gewinnt.

Wir warteten darauf, dass sie ans Ufer kamen. Wir konnten ihre Gesichter sehen. Sie sahen wie gewöhnliche Menschen aus. Wir hatten uns etwas anderes vorgestellt. Immerhin waren sie Amerikaner!

Ljubowa Kosintschenka,
Rote Armee, 58. Gardedivision

Ich vermute, wir wussten nicht, was wir von den Russen erwarten sollten, aber wenn man sie sich ansah, konnte man nichts sagen, verstehen Sie? Hätte man sie in amerikanische Uniformen gesteckt, hätten sie Amerikaner sein können!

Al Aronson,
US-Armee, 69. Infanteriedivision¹

Wiederkehr der Angst

Die Wurzeln des Kalten Krieges (1917–1950)

SO HATTE MAN SICH das Kriegsende vorgestellt: mit Hurrarufen und Händeschütteln, Tanzen und Trinken und jeder Menge Hoffnung. Man schrieb den 25. April 1945, Schauplatz war Torgau an der Elbe: Hier trafen die Armeen aufeinander, die sich von entgegengesetzten Weltenden aufeinander zubewegt und dabei Nazi-deutschland in zwei Hälften geteilt hatten. Fünf Tage später schoss sich Adolf Hitler eine Kugel in den Kopf. Gut eine Woche darauf kapitulierten die Deutschen bedingungslos. Die Führer der Großen Allianz, Franklin D. Roosevelt, Winston Churchill und Josef Stalin, hatten sich bereits während des Krieges auf zwei Gipfeltreffen gesehen und gesprochen – im November 1943 in Teheran und im Februar 1945 in Jalta. Auch sie hatten einander die Hände geschüttelt, auf eine bessere Welt angestoßen und jede Menge Hoffnung geweckt. Ihre Gesten hätten indessen wenig bedeutet, wenn die von ihnen befehligten Truppen nicht in der Lage gewesen wären, ihre eigene, etwas ausgelassene Feier zu veranstalten, wo es wirklich zählte: an der Frontlinie auf einem Schlachtfeld, von dem der Gegner nach und nach verschwand.

Warum also begegneten sich die Armeen in Torgau mit einer Vorsicht, als erwarteten sie, auf außerirdische Besucher zu treffen? Warum überraschten und beunruhigten sie die Ähnlichkeiten der jeweils anderen? Warum bestanden ihre Befehlshaber auf getrennten Kapitulationszeremonien, eine für die Westfront am 7. Mai in Reims und eine für die Ostfront am 8. Mai in Berlin? Warum versuchten die sowjetischen Behörden, die spontanen proamerikanischen Demonstrationen, zu denen es nach der Bekanntgabe der deutschen Kapitulation in Moskau kam, zu unterbinden? Warum



Amerikanische und sowjetische Soldaten treffen sich im April 1945 in Torgau.

hielten die amerikanischen Behörden in der folgenden Woche abrupt wichtige Land-Lease-Hilfslieferungen an die Sowjetunion zurück, um sie später dann doch auf den Weg zu bringen? Warum musste Roosevelts wichtigster Berater, Harry Hopkins, der 1941 bei der Schaffung der Großen Allianz eine Schlüsselrolle gespielt hatte, sechs Wochen nach dem Tod seines Herrn nach Moskau eilen, um sie zu retten? Warum nannte Churchill Jahre später den Memoirenband über diese Ereignisse *Triumph und Tragödie*?

Auf alle diese Fragen ist die Antwort im großen Ganzen immer dieselbe: Der Krieg war von einem Bündnis gewonnen worden, dessen Hauptpartner sich – ideologisch und geopolitisch, wenn auch nicht militärisch – bereits miteinander im Krieg befanden. Bei allen Triumphen, welche die Große Allianz im Frühjahr 1945 feierte, hatten ihre Erfolge doch stets darauf beruht, dass unvereinbare Systeme vereinbare Ziele verfolgten. Die Tragödie bestand darin,

dass der Sieg die Sieger vor die Wahl stellte, entweder aufzuhören, sie selbst zu sein, oder einen großen Teil dessen aufzugeben, was sie durch die Kriegsteilnahme zu erreichen gehofft hatten.

I.

WÄRE IM APRIL 1945 wirklich ein außerirdischer Besucher an der Elbe zugegen gewesen, hätte er tatsächlich nicht nur zwischen den russischen und amerikanischen Armeen, die sich dort trafen, sondern auch zwischen den Gesellschaften, aus denen sie kamen, oberflächliche Ähnlichkeiten festgestellt. Sowohl die Vereinigten Staaten als auch die Sowjetunion waren in Revolutionen entstanden. Beide vertraten Ideologien mit globalem Anspruch: Was zu Hause funktioniere, so die Annahme ihrer Führer, müsse auch für den Rest der Welt das Richtige sein. Beide waren Kontinentalstaaten mit Grenzen von gewaltiger Länge; sie waren damals das größte und drittgrößte Land der Erde. Und beide waren infolge eines Überraschungsangriffs in den Krieg eingetreten: des deutschen Überfalls auf die Sowjetunion am 22. Juni 1941 und des japanischen Luftschlags gegen Pearl Harbor am 7. Dezember 1941, den Hitler als Vorwand nutzte, um den USA vier Tage später den Krieg zu erklären. Damit waren die Ähnlichkeiten allerdings erschöpft. Wie jeder Beobachter von außerhalb rasch bemerkt hätte, waren die Unterschiede wesentlich größer.

In der amerikanischen Revolution, die vor über anderthalb Jahrhunderten stattgefunden hatte, war ein tiefes Misstrauen gegenüber Machtkonzentrationen zum Ausdruck gekommen. Nach Auffassung der Gründungsväter der Vereinigten Staaten waren Freiheit und Gerechtigkeit nur durch die Einschränkung der politischen Macht zu gewährleisten. Dank einer klugen Verfassung, der geographischen Abgeschlossenheit von potentiellen Rivalen und des enormen Reichtums an Bodenschätzen gelang es den Amerikanern, einen nach außen außerordentlich machtvollen Staat aufzubauen. Das war während des Zweiten Weltkriegs offensichtlich geworden.

Erreicht hatten sie dies jedoch durch die rigide Beschränkung der Fähigkeit der Regierung, das alltägliche Leben zu kontrollieren, ob nun durch die Verbreitung von Ideen, die Organisation der Wirtschaft oder politisches Handeln. Trotz der Legalität der Sklaverei, der nahezu vollständigen Ausrottung der Ureinwohner Amerikas und anhaltender Rassen-, Geschlechter- und Sozialdiskriminierung konnten die Bürger der Vereinigten Staaten 1945 mit Recht behaupten, in einer der freiesten Gesellschaften der Welt zu leben.

Zur Revolution der Bolschewiken hingegen, die nur ein Vierteljahrhundert zurücklag, hatte eine Ballung und Häufung von Macht gehört, die es ermöglichte, Klassenfeinde zu besiegen und eine Basis zu errichten, von der aus sich die proletarische Revolution über die Welt ausbreiten konnte. Karl Marx hatte 1848 im *Kommunistischen Manifest* ausgeführt, dass die von Kapitalisten betriebene Industrialisierung die Arbeiterklasse vergrößere und ausbeute und diese sich früher oder später selbst befreien werde. Wladimir Iljitsch Lenin genügte es jedoch nicht, darauf zu warten; er versuchte 1917 den Gang der Geschichte zu beschleunigen, indem er in Russland die Macht übernahm und dem Land den Marxismus aufzwang, obwohl dies der Marxschen Vorhersage, dass die Revolution nur in einer fortgeschrittenen Industriegesellschaft ausbrechen könne, zuwiderliefe. Stalin löste dieses Problem, indem er Russland, ein überwiegend agrarisches Land mit wenigen freiheitlichen Traditionen, in ein stark industrialisiertes Land ohne jede Freiheit umgestaltete. Die Ideologie, die dieser Transformation zugrunde lag, war der Marxismus-Leninismus. Am Ende des Zweiten Weltkriegs war die UdSSR das autoritärste Land der Welt.

Aber nicht nur die Siegermächte waren grundverschieden, auch die Kriege, die sie zwischen 1941 und 1945 geführt hatten. Die Vereinigten Staaten führten zwei Kriege gleichzeitig – gegen Japan im Pazifik und gegen Deutschland in Europa –, erlitten aber erstaunlich geringe Verluste; insgesamt fielen auf allen Kriegsschauplätzen nur knapp 300 000 Amerikaner. Weitab von den Schlachtfeldern gelegen, erlebte das Land, bis auf den Auftakt in Pearl Harbor, keinen größeren Angriff. Zusammen mit ihrem britischen Verbündeten

(der während des Krieges rund 357 000 Todesopfer zu beklagen hatte) konnten die Vereinigten Staaten selbst bestimmen, wo, wann und unter welchen Umständen sie kämpfen wollten, was die Kosten und Risiken der Kriegführung erheblich verringerte. Aber im Gegensatz zu Großbritannien verfügten die USA am Ende des Krieges über eine prosperierende Wirtschaft: Aufgrund der Kriegsausgaben hatte sich das Bruttosozialprodukt in weniger als vier Jahren fast verdoppelt.

Von solchen Vorteilen konnte die Sowjetunion nur träumen. Sie führte zwar nur einen Krieg, aber dieser war der furchtbarste aller Zeiten. Angesichts verwüsteter Städte, Dörfer und Ländereien und zerstörter oder hastig hinter den Ural verlegter Fabriken blieb ihr nur die Wahl, entweder zu kapitulieren oder verzweifelt Widerstand zu leisten – auf Terrain und unter Umständen, die der Feind bestimmte. Schätzungen der Zahl von militärischen und zivilen Todesopfern sind notorisch ungenau, aber man kann davon ausgehen, dass etwa 27 Millionen Sowjetbürger durch Kriegseinwirkung ums Leben gekommen sind – rund neunzigmal so viele wie auf amerikanischer Seite. Der Sieg hätte kaum um einen höheren Preis erkaufte sein können: 1945 war die Sowjetunion ein Staat, der von Glück sagen konnte, dass er überlebt hatte. Wie ein Zeitgenosse bemerkte, war der Krieg sowohl »die schrecklichste als auch die stolzeste Erinnerung des russischen Volkes«.²

Als es darum ging, die Nachkriegsordnung zu gestalten, waren sich die Sieger jedoch näher, als diese Asymmetrien vermuten lassen. Die Vereinigten Staaten waren keine Verpflichtungen eingegangen, die ihrer alten Tradition, sich aus den europäischen Angelegenheiten herauszuhalten, widersprochen hätten. Roosevelt hatte Stalin in Teheran sogar versichert, die amerikanischen Truppen würden nach Kriegsende binnen zwei Jahren nach Hause zurückkehren.³ Auch konnte man angesichts der deprimierenden Erlebnisse in den dreißiger Jahren nicht sicher sein, dass sich der Kriegsboom fortsetzen würde oder dass die Demokratie außerhalb der relativ wenigen Länder, in denen es sie noch gab, wieder Fuß fassen würde. Die USA und Großbritannien hatten mit Stalins Hilfe lediglich den deut-

schen Faschismus besiegt – und nicht den Autoritarismus, wie ihn der für den Sieg unentbehrliche Verbündete verkörperte.

Gleichwohl konnte die Sowjetunion trotz ihrer gewaltigen Verluste auch bedeutende Gewinne verbuchen. Da sie ein Teil Europas war, würden sich ihre Streitkräfte nicht aus Europa zurückziehen. In den Vorkriegsjahren war ihre Kommandowirtschaft in der Lage gewesen, die Vollbeschäftigung aufrechtzuerhalten, während dies den kapitalistischen Demokratien nicht gelungen war. Ihre Ideologie erfreute sich in Europa breiter Anerkennung, da der Widerstand gegen die Deutschen zum großen Teil von Kommunisten organisiert worden war. Und aufgrund der unverhältnismäßig großen Last, welche die Rote Armee beim Sieg über Hitler getragen hatte, hatte sie einen moralischen Anspruch auf erheblichen, wenn nicht sogar entscheidenden Einfluss auf die Gestaltung der Nachkriegsordnung. Wem die Zukunft gehörte, dem autoritären Kommunismus oder dem demokratischen Kapitalismus, war 1945 nicht so einfach zu entscheiden.

Darüber hinaus hatte die Sowjetunion noch einen weiteren Vorteil: Sie besaß am Ende des Krieges als Einzige der Siegermächte eine erprobte Führung. Roosevelts Tod am 12. April 1945 hatte den unerfahrenen und schlecht beratenen Vizepräsidenten Roosevelt, Harry S. Truman, ins Weiße Haus katapultiert. Drei Monate später erlitt Churchill eine unerwartete Wahlniederlage, die den weit weniger ehrfurchtgebietenden Vorsitzenden der Labour Party, Clement Attlee, zum Premierminister machte. Dagegen hatte die Sowjetunion in Stalin einen seit 1929 unumstrittenen Herrscher, der sein Land zuerst neu gestaltet und dann im Zweiten Weltkrieg zum Sieg geführt hatte. Verschlagen, furchterregend und allem Anschein nach ebenso gelassen wie entschlossen, wusste der Kremelherrscher, was er in der Nachkriegsära erreichen wollte. Truman, Attlee und die Nationen, die sie führten, schienen sich in dieser Hinsicht weniger im Klaren zu sein.

II.

WAS ALSO WOLLTE STALIN? Bei Kriegsende 65 Jahre alt, war der Mann, der über die Sowjetunion herrschte, physisch erschöpft, von Speichelleckern umgeben und einsam, saß aber immer noch fest im Sattel und verbreitete Furcht und Schrecken. Der zottige Schnurrbart, die verfärbten Zähne, das pockennarbige Gesicht und die trüben Augen verliehen ihm nach Ansicht eines amerikanischen Diplomaten »das Aussehen eines alten, kampferprobten Tigers«. Ein uneingeweihter Besucher hätte »nie erraten, welche Abgründe von Berechnung, Ehrgeiz, Machtgier, Eifersucht, Grausamkeit und hinterlistiger Rachsucht hinter dieser unauffälligen Fassade lagen«. ⁴ Durch eine Reihe von Säuberungen in den dreißiger Jahren hatte sich Stalin schon vor langer Zeit seiner Rivalen entledigt. Ein Runzeln oder Fingerschnipsen konnte, wie seine Untergebenen wussten, über Tod und Leben entscheiden. Obwohl erstaunlich klein von Wuchs – er war nur 1,63 Meter groß –, war dieser dickbäuchige alte Mann ein Riese, der über ein Riesenreich herrschte.

Stalin wollte für die Nachkriegszeit Sicherheit: für sich selbst, sein Regime, sein Land und seine Ideologie – in dieser Reihenfolge. Nie wieder sollte seine persönliche Herrschaft im Innern angefochten werden, und nie wieder sollte eine äußere Bedrohung sein Land in Bedrängnis bringen. Die Interessen der Kommunisten anderswo auf der Welt, so bewundernswert deren Kampf auch sein mochte, würden niemals Vorrang haben vor den Prioritäten des Sowjetstaats, wie er sie festgelegt hatte. In Stalins Person kamen Narzissmus, Paranoia und absolute Macht zusammen: Er wurde sowohl innerhalb der Sowjetunion als auch in der internationalen kommunistischen Bewegung enorm gefürchtet – aber auch weithin verehrt. ⁵

Nach Stalins Ansicht sollten das vergossene Blut und die materiellen Kriegskosten den Maßstab bilden, der darüber entschied, wer nach dem Krieg was bekam. Kurz, die Sowjetunion sollte viel bekommen. ⁶ Sie sollte nicht nur die Gebiete zurückerhalten, die sie im Zweiten Weltkrieg an Deutschland verloren hatte, sondern auch diejenigen behalten, die ihr durch den opportunistischen, aber kurz-

sichtigen »Nichtangriffspakt«, den Stalin im August 1939 mit Hitler geschlossen hatte, zugefallen waren – Teile von Finnland, Polen und Rumänien sowie die drei baltischen Staaten. Überdies sollten Staaten jenseits dieser ausgeweiteten Grenzen in der Moskauer Einflussphäre verbleiben. Ferner würde die Sowjetunion territoriale Zugeständnisse auf Kosten des Irans und der Türkei (einschließlich der Kontrolle über Bosphorus und Dardanellen) sowie Flottenstützpunkte im Mittelmeer verlangen. Schließlich würde sie das besiegte und verwüstete Deutschland durch militärische Besatzung, Enteignungen, Reparationen und ideologische Umgestaltung bestrafen.

Darin lag für Stalin allerdings ein schmerzliches Dilemma. Unverhältnismäßig große Verluste mochten die Sowjetunion berechtigen, unverhältnismäßig große Nachkriegsentschädigungen einzufordern, aber sie hatten sie gleichzeitig der Macht beraubt, diese Gewinne allein zu sichern. Die UdSSR benötigte Frieden, Wirtschaftshilfe und die diplomatische Rückendeckung ihrer bisherigen Verbündeten. Sie hatte momentan also keine andere Wahl, als sich um die Kooperation der Briten und Amerikaner zu bemühen. So wie diese Stalin gebraucht hatten, um Hitler zu besiegen, so brauchte Stalin weiterhin das anglo-amerikanische Wohlwollen, wenn er seine Nachkriegsziele zu vertretbaren Kosten erreichen wollte. Deshalb wollte er weder einen heißen noch einen kalten Krieg.⁷ Ob er geschickt genug sein würde, um sowohl das eine als auch das andere zu vermeiden, stand auf einem anderen Blatt.

Stalins Verständnis seiner Kriegsverbündeten und ihrer Nachkriegsziele beruhte mehr auf Wunschen als auf einer zutreffenden Analyse. Hier machte sich die marxistisch-leninistische Ideologie bemerkbar. Die schwerwiegendste Illusion war die auf Lenin zurückgehende Überzeugung, dass Kapitalisten nicht fähig seien, längere Zeit miteinander zu kooperieren. Früher oder später, so glaubte er, würde die ihnen angeborene Gier – das unwiderstehliche Verlangen, den Profit über die Politik zu stellen – die Oberhand gewinnen, so dass die Kommunisten nur geduldig abwarten müssten, bis sich ihre Gegner selbst vernichtet hätten. »Das Bündnis zwischen uns und dem demokratischen Flügel der Kapitalisten ist erfolgreich,

weil Letztere ein Interesse daran haben, Hitlers Vorherrschaft zu verhindern«, erklärte Stalin gegen Ende des Krieges. »[In] Zukunft werden wir auch gegen diesen Flügel der Kapitalisten sein.«⁸

Diese Idee einer Krise des Kapitalismus hatte einiges für sich. Immerhin war der Erste Weltkrieg ein Konflikt zwischen Kapitalisten gewesen, der im Übrigen die Gelegenheit für die Entstehung des ersten kommunistischen Staates der Welt geschaffen hatte. Nach der Weltwirtschaftskrise am Ende der zwanziger Jahre hatten die verbliebenen kapitalistischen Staaten vollauf damit zu tun gehabt, sich selbst zu retten, statt sich zusammenzuschließen, um die Weltwirtschaft zu stützen und die Nachkriegsordnung aufrechtzuerhalten: Die Folge war der Machtantritt der Nationalsozialisten gewesen. Am Ende des Zweiten Weltkriegs glaubte Stalin, dass die Wirtschaftskrise wiederkehren würde. Dann würden die Kapitalisten die Sowjetunion brauchen, und nicht umgekehrt. Deshalb rechnete er fest damit, dass die Vereinigten Staaten der Sowjetunion mehrere Milliarden Dollar für den Wiederaufbau leihen würden, denn andernfalls würden die Amerikaner im kommenden globalen Zusammenbruch keine Märkte für ihre Produkte finden.⁹

Eine andere Annahme war, dass die zweite kapitalistische Supermacht, Großbritannien – deren Stärke Stalin beharrlich überschätzte –, aufgrund wirtschaftlicher Rivalität früher oder später mit ihrem amerikanischen Verbündeten brechen würde. Noch 1952 versicherte Stalin, »dass die Unvermeidlichkeit von Kriegen zwischen den kapitalistischen Ländern bestehen bleibt«.¹⁰ Aus seiner Perspektive würden also die langfristigen historischen Kräfte die Sowjetunion für die Katastrophe des Zweiten Weltkriegs entschädigen. Es würde nicht nötig sein, einen direkten Konflikt mit den USA und Großbritannien heraufzubeschwören, um seine Ziele zu erreichen. Er brauchte nur darauf zu warten, dass die Kapitalisten untereinander in Streit gerieten und die angewiderten Europäer sich der Alternative des Kommunismus zuwandten.

Stalins Ziel bestand daher nicht darin, in Europa wieder ein Machtgleichgewicht herzustellen. Vielmehr gedachte er, den Kontinent in einer Weise zu beherrschen, wie es Hitler angestrebt hatte.



1947 bekannte er in einer nachdenklichen, aber entlarvenden Bemerkung, dass die Rote Armee, hätte »Churchill die Eröffnung der zweiten Front in Nordfrankreich um ein Jahr hinausgezögert, [...] nach Frankreich gekommen wäre«. Man habe »mit dem Gedanken gespielt, Paris zu erreichen«. ¹¹ Im Gegensatz zu Hitler folgte Stalin indessen keinem starren Zeitplan. Er hatte die Landung in der Normandie begrüßt, obwohl sie bedeutete, dass die Rote Armee in nächster Zukunft nicht nach Westeuropa gelangen würde: Der Sieg über Deutschland besaß oberste Priorität. Außerdem schloss er die Diplomatie als Mittel, seine Ziele zu erreichen, nicht aus, nicht zuletzt deshalb, weil er – zumindest vorläufig – mit amerikanischer Unterstützung rechnete. Hatte Roosevelt nicht zu verstehen gegeben, dass die Vereinigten Staaten keine eigene Einflusssphäre in Europa anstrebten? Stalin hatte also eine große Vision: die auf friedlichem Wege erlangte, aber historisch entschiedene Vorherrschaft in Europa. Sie beruhte allerdings auf falschen Voraussetzungen, denn sie zog die sich nach dem Krieg herausbildende Zielstellung der USA nicht mit ins Kalkül.

III.

WAS WOLLTEN DIE AMERIKANER nach dem Krieg? Ohne Frage ebenfalls Sicherheit, aber im Gegensatz zu Stalin waren sie sich nicht im Klaren darüber, was sie tun mussten, um sie zu erhalten. Der Grund dafür lag in dem Dilemma, in das der Zweite Weltkrieg sie gebracht hatte, nämlich darin, dass die Vereinigten Staaten der Welt nicht mehr als Vorbild dienen konnten, wenn sie sich weiterhin von ihr absonderten.

Während des größten Teils ihrer Geschichte hatten sie genau dies getan. Sie mussten sich keine großen Gedanken über ihre Sicherheit machen, da sie von allen Staaten, die ihnen gefährlich werden konnten, durch Ozeane getrennt waren. Schon die Unabhängigkeit von Großbritannien folgte, wie Thomas Paine 1776 ausgeführt hatte, daraus, »dass ein Kontinent auf die Dauer nicht von einer Insel regiert werden« könne. ¹² Trotz seiner Überlegenheit zur

See war England nicht in der Lage, über 4800 Kilometer Wasser hinweg genügend Militärmacht aufzubauen, um die Amerikaner im Empire zu halten und zu verhindern, dass sie den nordamerikanischen Kontinent beherrschten. Dass andere Europäer diese Stellung anfechten würden, war schon gar nicht zu erwarten. Die Vereinigten Staaten genossen daher den Luxus, eine riesige Einflussosphäre zu besitzen, ohne die Einmischung anderer Großmächte fürchten zu müssen.

Im Reich der Ideen strebten die Amerikaner indessen nach weltweitem Einfluss: Immerhin hatte ihre Unabhängigkeitserklärung die radikale Auffassung propagiert, dass alle Menschen gleich geschaffen seien. In den ersten 14 Jahrzehnten ihrer Unabhängigkeit unternahmen sie allerdings keinerlei Anstrengungen, sich in der Wirklichkeit an diese Einsicht zu halten. Die Vereinigten Staaten sollten als Vorbild dienen; unter welchen Umständen die übrige Welt ihm folgte, blieb ihr überlassen. Die USA seien »Befürworter der Freiheit und Unabhängigkeit aller«, erklärte der damalige Außenminister John Quincy Adams 1821, kämpfen würden sie jedoch lediglich für sich selbst.¹³ Die amerikanische Praxis war also trotz einer internationalistischen Ideologie isolationistisch: Die Nation war noch nicht zu der Ansicht gelangt, dass ihre Sicherheit die Verbreitung ihrer Prinzipien erfordere. Ihre Außen- und Militärpolitik war weit weniger ehrgeizig, als man es von einem Land von dieser Größe und Stärke erwartet hätte.

Erst im Ersten Weltkrieg brachen die USA mit diesem Verhaltensmuster. Aus Sorge, dass das kaiserliche Deutschland Großbritannien und Frankreich besiegen könnte, überzeugte Woodrow Wilson seine Landsleute davon, dass die amerikanischen Streitkräfte gebraucht würden, um das europäische Machtgleichgewicht wiederherzustellen. Sein geopolitisches Ziel rechtfertigte er mit ideologischen Begriffen: Die Welt, betonte er, müsse »sicher gemacht werden für die Demokratie«. ¹⁴ Darüber hinaus schlug er als Grundlage für eine Friedensregelung die Schaffung eines Völkerbunds vor. Den Staaten sollte die Herrschaft des Rechts aufgenötigt werden, so wie es die Staaten – zumindest aufgeklärte – ihren Bürgern aufnötigen. Die Vorstellung, dass Macht allein Recht setze, würde, so hoffte er, verschwinden.

Sowohl die Vision einer Weltgemeinschaft als auch das wiederhergestellte Machtgleichgewicht erwiesen sich als verfrüht. Der Sieg im Ersten Weltkrieg machte die Vereinigten Staaten nicht zur Weltmacht; vielmehr bestätigte er in den Augen der meisten Amerikaner die Gefahren eines übermäßigen Engagements. Wilsons Pläne für eine nach dem Krieg zu schaffende kollektive Sicherheitsorganisation gingen weit über das hinaus, was seine Landsleute zuzugestehen bereit waren. Zudem ließ die Enttäuschung über die Verbündeten – zusammen mit Wilsons unglückseliger, halbherziger Militärintervention gegen die Bolschewiken in Sibirien und Nordrussland in den Jahren 1918 bis 1920 – die Früchte des Sieges bitter schmecken. Angesichts der Umstände schien die Rückkehr zum Isolationismus angeraten zu sein: Aufgrund der vermeintlichen Ungerechtigkeiten des Versailler Friedensvertrages, der nahenden Weltwirtschaftskrise und des Aufstiegs von Aggressorstaaten in Europa und Ostasien gelangten die Amerikaner zu dem Schluss, dass es ihnen besser erginge, wenn sie jedes internationale Engagement vermieden. Es war das seltene Beispiel eines mächtigen Staats, der sich aus der Verantwortung hinter die eigenen Grenzen zurückzieht.

Nach seinem Einzug ins Weiße Haus im Jahr 1933 arbeitete Franklin D. Roosevelt hartnäckig, wenn auch häufig auf Umwegen daran, die Vereinigten Staaten in eine aktivere Rolle in der Weltpolitik zu manövrieren. Das war nicht leicht: »Ich habe das Gefühl, als würde ich an einer leeren Wand nach einer Tür greifen.«¹⁵ Noch nach dem Beginn des Sino-Japanischen Krieges 1937 und dem Ausbruch des Zweiten Weltkriegs 1939 machte Roosevelt kaum Fortschritte bei dem Versuch, die Nation davon zu überzeugen, dass Wilson Recht gehabt hatte und Geschehnisse am anderen Ende der Welt tatsächlich ihre Sicherheit bedrohen konnten. Es bedurfte der erschütternden Ereignisse von 1940/41 – des Falls von Frankreich, der Schlacht um England und schließlich des japanischen Angriffs auf Pearl Harbor –, damit sich Amerika auf die Aufgabe besann, über die westliche Hemisphäre hinaus ein Machtgleichgewicht zu bewahren. »Wir haben aus unseren vergangenen Fehlern gelernt«, beteuerte der Präsident 1942. »Diesmal werden wir den Sieg in vollem Umfang zu nutzen wissen.«¹⁶

Roosevelt hatte während des Krieges vier Prioritäten. Die erste war, die Verbündeten – vor allem Großbritannien, die Sowjetunion und (weniger erfolgreich) Nationalchina – zu unterstützen, da es keinen anderen Weg gab, um den Sieg zu erringen: Die Vereinigten Staaten konnten nicht allein gegen Deutschland und Japan kämpfen. Die zweite Priorität war, die Mitarbeit der Verbündeten bei der Gestaltung der Nachkriegsordnung zu gewinnen, denn sonst bestünde kaum Aussicht auf dauerhaften Frieden. Die dritte hatte mit der Art dieser Ordnung zu tun. Roosevelt erwartete von den Verbündeten die Zustimmung zu einer Regelung, welche die wahrscheinlichsten Ursachen künftiger Kriege ausschaltete. Dafür brauchte man eine neue kollektive Sicherheitsorganisation mit der Macht, Aggressoren abzuschrecken und, wenn nötig, zu bestrafen. Von Bedeutung war erstens ein wiederbelebtes internationales Wirtschaftssystem, das eine neue Weltwirtschaftskrise verhindern könnte. Schließlich müsste man die Regelung dem amerikanischen Volk »verkaufen« können: Roosevelt würde nicht Wilsons Fehler wiederholen, weiter zu gehen, als die Nation ihm folgen wollte. Es würde nach dem Zweiten Weltkrieg also keine Rückkehr zum Isolationismus geben. Aber die Vereinigten Staaten waren auch ebensowenig wie die Sowjetunion bereit, eine Nachkriegswelt hinzunehmen, die ihrem Vorkriegsvorgänger ähnelte.

Bei den Briten schließlich lagen die Dinge wesentlich einfacher. Churchill erkannte augenblicklich: Es ging darum, um jeden Preis zu überleben, auch wenn das bedeutete, die Führung der anglo-amerikanischen Koalition Washington zu überlassen, das britische Empire zu schwächen und mit der Sowjetunion zusammenzuarbeiten, also mit einem Regime, das Churchill in jüngeren Jahren – unmittelbar nach der Oktoberrevolution – hatte vernichten wollen.¹⁷ Die Briten würden versuchen, so viel Einfluss wie möglich auf die Amerikaner zu gewinnen – sie beanspruchten sozusagen die Rolle der Griechen als Lehrer der Römer. Allerdings würden sie sich unter keinen Umständen mit ihnen anlegen. Stalins Hoffnung auf ein unabhängiges Großbritannien, das in der Lage wäre, den Vereinigten Staaten Widerstand zu leisten und sogar Krieg

gegen sie zu führen, wäre den britischen Entscheidungsträgern, welche die Kriegs- und Nachkriegsstrategie ihres Landes festlegten, absurd erschienen.

IV.

WELCHE CHANCEN HATTE bei diesen Zielstellungen der Bestand der Großen Allianz? Roosevelt, Churchill und Stalin hofften zweifellos, dass sie in der Nachkriegsordnung bestehen blieb: Niemand wollte neue Feinde, so kurz nach der Überwindung der alten. Aber ihr Bündnis war von Anfang an sowohl ein Mittel zur Zusammenarbeit im Kampf gegen die Achsenmächte als auch ein Instrument, mit dem sich jeder der Sieger eine möglichst einflussreiche Stellung in der Nachkriegswelt zu sichern trachtete. Es hätte kaum anders sein können: Trotz aller öffentlichen Versicherungen der Großen Drei, dass die Politik für die Dauer des Krieges vertagt sei, glaubte keiner von ihnen daran oder handelte danach. Sie versuchten jedoch – in Korrespondenzen und auf Konferenzen, die zumeist vor der Öffentlichkeit geheim gehalten wurden –, ihre divergierenden politischen Ziele miteinander in Einklang zu bringen. Meistens scheiterten sie daran, und in diesem Scheitern lagen die Wurzeln des Kalten Krieges. Die wichtigsten Fragen waren die folgenden:

Zweite Front und Separatfrieden

Abgesehen von einer Niederlage, bestand die größte Befürchtung der Westalliierten darin, dass die Sowjetunion, wie schon 1939, eine Vereinbarung mit Nazideutschland treffen könnte, die große Teile Europas in den Händen autoritärer Regime belassen würde – daher Roosevelts und Churchills Anstrengungen, sie im Krieg zu halten und zu unterstützen. Dazu gehörten größtmögliche Hilfslieferungen von Lebensmitteln, Kleidung und Waffen, auch wenn sie nur unter großen Mühen und Kosten erfolgen konnten: Schiffskonvois an deutschen U-Booten vorbei sicher nach Murmansk und Archangelsk zu bringen, war keine leichte Aufgabe. Ferner bedeutete es,



John Lewis Gaddis

Der Kalte Krieg
 Eine neue Geschichte

Paperback, Klappenbroschur, 384 Seiten, 12,5 x 20,0 cm
 20 s/w Abbildungen
 ISBN: 978-3-570-55057-1

Pantheon

Erscheinungstermin: Juli 2008

Als Deutschland geteilt war und das Ende der Welt drohte

Die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts wurde bestimmt vom Kampf zweier politischer Systeme und von der gegenseitigen nuklearen Bedrohung; sie endete mit dem Triumph des Westens über den Kommunismus. Wie kam es dazu? Wo entsprang der ideologisch-politische Gegensatz zwischen Ost und West? Gaddis erzählt von den entscheidenden Momenten und Persönlichkeiten, die das Zeitalter des Kalten Kriegs prägten.

Die Unterdrückung der Satellitenstaaten durch die Sowjetunion, die Aufstände in der DDR, in Ungarn und der Tschechoslowakei, der Korea-Krieg, die legendäre Begegnung von Kennedy und Chruschtschow, die Kuba-Krise, die deutsche Wiedervereinigung – diese und andere Wegmarken des Kalten Kriegs rückt Gaddis in den Mittelpunkt seiner Darstellung und entwirft ein umfassendes Bild der machtpolitischen Interessensphären eines halben Jahrhunderts, in dem die Welt zweigeteilt war.

Zwar vermieden die beiden Supermächte USA und UdSSR direkte militärische Auseinandersetzungen, sie trieben aber ein beispielloses Wettrüsten voran. Mehrmals drohte der Interessenkonflikt militärisch zu eskalieren.

Gaddis präsentiert neue und überraschende Ergebnisse seiner jahrelangen Forschung in westlichen und östlichen Archiven. Seine globale Geschichte des Kalten Kriegs besticht durch sein klares Urteil und seine erhellenden, oft zugespitzten Formulierungen. Eine temporeiche und mitreißende Erzählung ohne ausufernden wissenschaftlichen Apparat, kurzum: eine Geschichtsstunde im besten Sinne.

Die erste umfassende Gesamtdarstellung des Kalten Kriegs.

[Der Titel im Katalog](#)